

ANSPRACHE ZUR REICHPOGROMNACHT 2019

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus. Amen.

„Es war der Anfang vom Ende“

Margot Friedländer, liebe Schwestern und Brüder, ist eine 17 jährige junge Frau jüdischen Glaubens, als sie den Schrecken der Reichspogromnacht 1938 erleben muss. In ihrer Autobiographie beschreibt sie Jahre später diese Nacht als den Anfang vom Ende – den Anfang vom Ende aller Illusionen: „Hitler müsste eines Tages gehen, dachten wir. Irgendwann würden die Deutschen nicht mehr hinnehmen, was man uns Juden antat. Doch dieser Tag kam nicht. Nach der »Reichskristallnacht« wurde uns unmissverständlich klar: Niemand würde uns helfen. Hitler verschwindet nicht. Wir sind es, die gehen müssen. Die Zeit des Selbstbetrugs war vorbei.“

Wie Margot Friedländer erging es unzähligen Jüdinnen und Juden in diesem Land. Nicht nur in Berlin, wo diese junge Frau lebte, sondern auch hier, unter uns, in Soest. Die Repressalien gegen jüdische Mitbürgerinnen und Mitbürger hatten Jahre vorher schon begonnen: 153 jüdische Menschen lebten in jenen Jahren in dieser Stadt, vertreten im Rat, Kaufleute, Viehhändler, Nachbarn, Freunde – scheinbar problemlos hatte das Zusammenleben geklappt in den letzten Jahrzehnten in der großen Gemeinschaft, die eine Stadtbevölkerung bildet.

Doch mit der Machtergreifung Hitlers tropfte das nationalsozialistische Gedankengut wie ein Gift über die schmucken Dächer der Fachwerkhäuschen in das Denken, Handeln und vor allem in das Fühlen der Menschen – ein schnell wirkendes Gift, das sich in Bosheit und Feindschaft von nun zeigen und in der Zerstörung der Synagoge und der israelitischen Schule in der Osthofenstraße und in der Zerstörung von 25 Firmen und Geschäften in einer Nacht nur ihren Höhepunkt finden sollte.

Überall, nicht nur in Soest, brannten in jener Nacht die Synagogen. 1283 waren es in ganz Deutschland einer Schätzung nach, etwa 7000 Geschäfte und Wohnungen jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger wurden zerstört, Friedhöfe verwüstet, 30.000 Jüdinnen und Juden jeden Alters wurden gefangen genommen und in der Folge in die Konzentrationslager verschleppt. Eine Nacht nur – eine Nacht voller Gewalt, Terror, Hass und vor allem voll wüstem, kreischendem Geschrei.

„Als ich am Tag darauf wie immer frühmorgens unsere Wohnung in der Charlottenburger Ludwigkirchstraße verließ, () herrschte eine unheimlich beklemmende Ruhe in den Straßen. Ich sah fast keine Menschen,“ erinnert sich Margot Friedländer.

Auf den Terror folgt die Totenstille, das komplette Schweigen.

Es wird, liebe Schwestern und Brüder, unzählige Menschen gegeben haben, die geschwiegen haben aus Scham, aus Entsetzen, weil ihnen die Worte fehlen angesichts des Terrors, der im Namen des Volkes den Mitbürgerinnen und Mitbürgern angetan wurde. Es wird etliche auch gegeben haben, die keine Worte finden konnten, die ausdrücken könnten, was sie in diesem Moment fühlten. Sprachlos vor Entsetzen – das kennen wir. Es wird sehr, sehr viele andere wiederum gegeben haben, die flüsternd nur sich miteinander verständigten, um zu helfen, zu retten, da zu sein für die, die in Gefahr waren an Leib und Leben.

Und es gab jene, für die nun endlich alles gesagt war in diesem Akt der Gewalt und des Hasses. Jene, für die die Reichspogromnacht ein Ausrufezeichen markierte, dass von nun an in diesem Land endlich alles so sei, wie es sich gehöre. Recht und Ordnung wieder hergestellt, „der Jud“ in sein Schranken gewiesen.

Das Schweigen hat viele Gesichter.

Auch die Kirchen, Protestanten wie Katholiken, schwiegen zu dieser maßlosen Gewalt, so wie sie geschwiegen hatten zu den ersten Bauten der Konzentrationslager, der Entlassung jüdischer Beamter und dem Zulassungsverbot jüdischer Ärzte, zur Bücherverbrennung, zu den Nürnberger Rassegesetzen und den Enteignungen. Die beiden großen Konfessionen waren die einzig noch verbliebenen Institutionen im NS-Staat, die nicht unmittelbar gleichgeschaltet waren und insofern hätten sprechen können.

Im Schatten der Gewaltereignisse aber schwiegen Bischöfe und Pröpste, Generalsuperintendenten, Theologieprofessoren, Synoden, die allermeisten Pfarrer, die Kirchengemeinden, das Kirchenvolk. Schweigen, so bekennt die Evangelische Kirche in Deutschland, war das hervorstechende Merkmal kirchlichen Verhaltens angesichts der Gewalt. Es blieb in der Verantwortung des einzelnen, zu sprechen.

Einer von ihnen war der junge Theologe und Pfarrer Helmut Gollwitzer. Wenige Tage später nur, zum Buß- und Betttag 1938, begann er seine Predigt in Berlin-Dahlem mit den Worten: „Liebe Gemeinde! Wer soll denn heute noch predigen? Wer soll denn heute noch Buße predigen? Ist uns nicht allen der Mund gestopft an diesem Tage? Können wir heute noch etwas anderes, als nur schweigen? Was hat nun uns und unserem Volk und unserer Kirche all das Predigen und Predighören genützt, die ganzen Jahre und Jahrhunderte lang, als dass wir nun da angelangt sind, wo wir heute stehen, als dass wir heute haben so hereinkommen müssen, wie wir hereingekommen sind? [...] Was muten wir Gott zu, wenn wir jetzt zu ihm kommen und singen und die Bibel lesen, beten, predigen, unsere Sünden bekennen, so, als sei damit zu rechnen, dass er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft! Ekeln muss es ihn doch vor unserer Dreistigkeit und Vermessenheit. Warum schweigen wir nicht wenigstens?“

Warum schweigen wir nicht wenigstens?

Ja, mitunter ist es besser zu schweigen. Doch an einem Tag der Erinnerung wie heute müssen wir bekennen, liebe Brüder und Schwestern, dass wir im Schweigen uns schuldig gemacht haben in jenen furchtbaren Jahren. Aus welchen Gründen auch immer Menschen geschwiegen haben und schweigen: Im Zusammenhang von Unrecht, von Hass, von Terror ist ein kollektives Schweigen fundamental gefährlich! Denn die Grenze zwischen mit-leidendem Schweigen auf der einen Seite und mitleid-losen Schweigen auf der anderen Seite ist eng, sehr eng und vor allem ist sie für diejenigen, die ein Wort der Anteilnahme bitter notwendig hätten, nicht erkennbar!

„Tu deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind.“

So steht es in der Bibel, im Buch der Sprüche.

„Tu deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind.“

Das ist der Rat der Mutter an ihren Sohn, der als König seines Landes wird Verantwortung übernehmen müssen:

„Tu deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache aller, die verlassen sind.“

Diese Worte, liebe Gemeinde, sind heute nicht nur diesem einen König gesagt, sondern an diesem Tag uns allen. Denn die Verantwortung für Frieden und Gerechtigkeit, für Menschlichkeit liegt nicht in den Händen eines einzelnen, sondern sie liegt in den Händen jedes einzelnen Menschen, jedes einzelnen von uns, in deinen, in meinen, in unseren Händen. Dieser Verantwortung kann ich mich nicht entziehen, nicht als Mensch und noch weniger als Christin.

Ich glaube daran, dass Gott selbst uns das Leben geschenkt hat, er selbst hat uns in diese Welt gestellt mit einem Herzen, das schlägt und fühlt, mit Ohren, die hören und Augen, die sehen und einem Mund, der selbst im größten Entsetzen und wenn die Worte fehlen nicht schweigen darf.

Mit Händen, die den anderen halten und Füße, die auf dem Weg des Friedens gehen und sich einreihen in die lange Reihe der Menschen, die seit Jahrtausenden für den Frieden, für Gerechtigkeit und für Liebe eintreten. Durch ihren Glauben dürfen und müssen wir uns inspirieren lassen, dürfen mit ihnen in den alten Psalmen und Gebete von der Hoffnung singen, dass „wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöst, wir sein werden wie die Träumenden“.

Dürfen uns durch ihre alten Erzählungen ermutigen lassen über einen Gott, der sein Volk aus der Sklaverei und durch die Wüste führt.

Dürfen mit ihnen an den Gott glauben, der uns die Liebe zumutet, weil er selbst nichts anderes ist als die Liebe. *„Gott ist Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.“*

An die Liebe zu glauben, ist nichts Selbstverständliches. Das hat uns die Vergangenheit gelehrt. Oft bitterböse.

Deshalb wird es, liebe Schwestern und Brüder, auf ewig unsere Entscheidung sein, die jedes einzelnen Menschen, es wird auf ewig unsere Entscheidung bleiben, an diese Liebe, die ihren Ursprung hat in dem Gott der Christen, der Juden und der Muslime, zu glauben. Oder es eben auch nicht zu tun. Das ist unsere freie Entscheidung, die wir fällen müssen: an die Liebe glauben und liebevoll handeln – oder eben nicht!

Wer es nicht tut, wer nicht an die Macht der Liebe glaubt und stattdessen Hass sät, Gewalt und Menschenverachtung, wer sich über andere Religionen erhebt und das christliche Abendland wieder ausrufen möchte, der soll sich unterstehen, sich Christin, sich Christ zu nennen.

Wer es aber tut, wer sich aber für die Liebe entscheidet, der darf sich aufgehoben wissen in einer weltweiten Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern jeglichen Glaubens, die seit Jahrtausenden schon besteht und die seit Jahrtausenden Worte der Liebe in diese Welt verkündet, hinein singt, hinein schreibt, die nach ihnen handelt und danach lebt. Und Weltbewegendes schaffen kann:

In die Diktatur und den Terror des DDR-Regimes hinein haben Menschen vor genau 30 Jahren Lieder vom Frieden gesungen. Haben Lichter aufgestellt. Haben sich an den Händen gehalten. Haben gebetet. Haben mit ihren Füßen ellenlange Wege des Friedens geebnet. Haben nach Frieden gerufen, bis sie dann, am 9. November, einen anderen Anfang vom Ende erleben konnten! Es war dies der Anfang vom Ende eines gewaltsamen und unfreien Regimes.

In die Totenstille von Halle hinein haben Menschen vor genau einem Monat Lieder vom Frieden gesungen. Haben Lichter aufgestellt. Haben sich an den Händen gehalten. Haben gebetet. Haben mit ihren Füßen ellenlange Wege des Friedens geebnet. Zeichen, die bitter notwendig sind in diesen Zeiten. Zeichen gegeben durch Menschen, die ihren Mund auf tun für die Stummen und die Sache aller, die verlassen sind.

Es ist an uns, welchen Weg wir einschlagen, auf welchem Weg wir gehen. Diese Entscheidung kann uns niemand abnehmen. Aber für Christinnen und Christen kann es nur den einen Weg geben:

„Was sollen wir denn tun“, fragt Helmut Gollwitzer am Ende seiner Predigt: Zur Antwort rückt dir der Täufer Johannes im Augenblick der Vergebung deinen Nächsten vor die Augen... er hat nicht, was du hast. Du hast zwei Röcke, er hat keinen, – du hast zu essen, er hat nichts mehr, – du hast Schutz, er ist schutzlos, – du hast Ehre, ihm ist sie genommen, – du hast Familie und Freundschaft, er ist vereinsamt, – du hast noch etwas Geld, er hat keins mehr, – du hast ein Dach überm Kopf, er ist obdachlos. Außerdem ist er dir noch ganz preisgegeben, deiner eigennützigen Gewinnsucht (erkenne dich im Beispiel der Zöllner!) und deinem Machtgefühl (erkenne dich heute im Beispiel des Soldaten!) ... Nun wartet draußen unser Nächster, Not leidend, ehrlos, hungernd, gejagt und umgetrieben von der Angst um seine nackte Existenz, er wartet darauf, ob heute die christliche Gemeinde wirklich einen Bußtag begangen hat. Jesus Christus wartet darauf.“